

Claudia Erdheim, claudia.erdheim@aon.at, www.erdheim.at
Änderung 6.7.21

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ MEINE BÖSEN BÜCHER

Alles, was zum Leben und zum Tod gehört, ist Gegenstand der Kunst. Nicht der Gegenstand verbietet sich, sondern nur die unkünstlerische Art, ihn zu behandeln. Der Gegenstand ist frei. (Arthur Schnitzler¹)

Seit Erscheinen meines ersten Buches wird mir immer wieder vorgeworfen, dass meine Texte unmoralisch oder aggressiv seien und somit natürlich auch ich. Klar kommentiert hat Leupold-Löwenthal mein erstes Buch: Literarisch ist es gut, aber es ist unmoralisch. Leupold-Löwenthal, ein angeblich sehr belesener und literarisch interessierter Mann, kannte wohl Baudelaires Tagebuchnotiz nicht: „All jene Dummköpfe der Bourgeoisie, die unaufhörlich die Worte unmoralisch, Immoralität, Moral in der Kunst und andere Dummheiten aussprechen, erinnern mich an Louise Villedieu, eine Fünffrankenhure, die, als sie mich einmal in den Louvre begleitete, zu erröten begann, indem sie mich jeden Augenblick am Ärmel zog, ihr Gesicht bedeckte und mich vor den unsterblichen Statuen und Gemälden fragte, wie man solche Unanständigkeiten öffentlich ausstellen könne“.² Ähnliche Vorwürfe wie zu meinem ersten Buch durchziehen mein schriftstellerisches Schaffen in milderer oder schärferer Form bis hin zuletzt, es sei widerwärtig, was ich geschrieben habe. Dabei hat sich die Leserschaft im Allgemeinen in zwei

¹ Ernst Lothar, Das Wunder des Überlebens, 2020, S 59. Ernst Lothar berichtet hier über eine Konferenz mit Bundeskanzler Prälat Ignaz Seipel und bekannten Künstlern, die Ernst Lothar als Vertreter der Schriftsteller, Musiker und bildenden Künstler einberufen hat, um das beabsichtigte Schmutz- und Schundgesetz zu verhindern.

² Zitiert nach Klaus Albrecht Schröder, Egon Schiele. Eros und Passion 1998, S 47.

Parteien gespalten: Schwer Begeisterte und zutiefst Empörte. Daneben gibt es natürlich immer auch sozusagen Neutrale. Ich will versuchen, einerseits eine Erklärung dafür zu finden, andererseits möchte ich meinen persönlichen Standpunkt dazu darlegen. Im Prinzip stimme ich Schnitzler zu, wobei allerdings geklärt sein müsste, was „unkünstlerisch“ ist. Eine Ausnahme von Schnitzlers Diktum muss jede Art rassistischer und nationalistischer Texte wie Texte, die zu Gewalt u.ä. aufrufen, bilden. Ich selbst nehme für mich in Anspruch, dass meine Texte „künstlerisch“ sind.

Emotionale „Wahrheit“

Ein und dieselbe Äußerung, ein und derselbe Text kann von verschiedenen Leuten unterschiedlich empfunden werden, z.B. von einem als liebevoll, von einem anderen als aggressiv. Ich möchte dies knapp an Hand einiger meiner Bücher exemplifizieren.

Zunächst einmal bewusst ein harmloses Beispiel aus „Längst nicht mehr kosher“ (2006): Lenz titulierte Tea in einem Brief aus dem Inquisitenspital mit „Tepperl“. Tea hat sich naiver Weise vorgestellt, dass das Inquisitenspital ein ganz normales Spital ist und dass Lenz dort wegen seines Magengeschwürs Diät bekommen könnte. Dass dem nicht so ist, hat Lenz ihr schon hundert Mal geschrieben. Tea scheint es aber absolut nicht zu begreifen. Meinem Empfinden nach reagiert Lenz äußerst liebevoll. Gleichsam ein liebevoller Tadel. Einige Leser aber haben sich schrecklich darüber alteriert, wie böse Lenz seine Geliebte behandelt hat. Nach Erscheinen meines ersten Buches „Bist du wahnsinnig geworden?“ (1984), gab es nicht nur unter Psychoanalytikern große Empörung, sondern auch unter vielen der früheren Freunde meiner damals schon längst verstorbenen Mutter. „So schreibt man nicht über eine Mutter“. „So war sie nicht, ich hab' sie auch gekannt“ (Erika Danneberg). „Man wäscht

nicht die eigene Schmutzwäsche“ (ein damals noch junger Psychoanalytiker). Das Buch hat in begeisterte Fans und zutiefst Empörte gespalten.

Ein anderes interessantes Beispiel ist mein Fotobuch über Russland (Eindrücke. Russischer Alltag in Bildern“, 2000). Es gab einige Ausstellungen und Vorführungen in Buchhandlungen. Jedesmal kamen Angriffe, was für schreckliche Fotos das sind. Es sei eine Beschmutzung Russlands. Eine junge Frau hat eine Schimpftirade auf mich niederprasseln lassen. Sie sei Lektorin in Russland gewesen, sie kenne Russland, Russland werde nur negativ dargestellt, das sei nicht Russland. Während andere das Buch in seiner Exotik sehr interessant gefunden haben.

„Karlis Ferien“ (in: Karlis Ferien, Erzählungen, 1994) ist hervorragend angekommen und erfreut sich immer noch großer Beliebtheit. Trotzdem gab es Beschimpfungen, wie aggressiv der Text sei u.a. mit höchst tadelnder Miene von einer Psychoanalytikerin. Meine ehemalige Psychoanalytikerin hingegen war hingerissen und fand, dass die Erzählung eine Liebeserklärung sei. Im Kontrast dazu möchte ich noch auf die beiden Erzählungen „Der Erdheimstammtisch“ und „Die Feichtinger“ aus demselben Band eingehen. Und schließlich auf die Rezeption der letzten Erzählung in diesem Band „Die Welt besteht im Hinhalten“ (in: Karlis Ferien, 1994). Sie hatte vielfach tiefen Hass ausgelöst und weitreichende, bis heute anhaltende Sanktionen zur Folge.

Abschließend gehe ich anhand der Erzählung „Ein böses Spiel“ auf das Schnitzler-Zitat ein.

Allen Werturteilen in diesen Beispielen ist gemeinsam, dass die Urteilenden von der Richtigkeit ihres Urteils restlos überzeugt und nicht davon abzubringen sind. Wie sind so konträre Urteile möglich?

1. Du sollst Vater und Mutter ehren

„Bist du wahnsinnig geworden?“ erschien 1984, zu einer Zeit, da Österreich noch nicht bei der EU war und der Ostblock noch nicht zusammengebrochen, Österreich zwar schon mit reichlich Touristen gesegnet, aber von Globalisierung noch keine Spur erkennbar war. Immerhin war die konservative Nachkriegszeit wenn auch nur bis zu einem gewissen Grad überwunden. Ungefähr ein Drittel der Bevölkerung war noch vor dem 2. Weltkrieg geboren. So war die Empörung über mein Buch insbesondere bei der älteren Generation sehr groß. Eine strahlende Ausnahme bildeten Goldy und Paul Parin. Einige andere Ältere schlossen sich an. Vielleicht weil ihnen das Buch tatsächlich gut gefallen hat oder weil sie sich darüber gefreut haben, was für eine schlechte Mutter meine arrogante Mutter war und eine gewisse Schadenfreude darüber empfunden haben oder weil sie nicht spießig sein wollten, sondern aufgeschlossen und modern. Vielen hat das Buch wohl Schuldgefühle gemacht. Vielleicht auch Angst: Was könnten Ihre Kinder über sie schreiben? Viele steckten noch in der religiös-moralischen Überzeugung, dass man über niemanden schlecht reden darf, schon gar nicht über die Eltern. Also am besten damit auf den Index librorum prohibitorum, der 1965 außer Kraft gesetzt wurde. Zumindest auf die Liste jugendgefährdender Bücher. Da stellt sich die Frage, wieso viele Leser das Buch für ein böses Buch gehalten haben. Erika Danneberg: „Sie erscheint ja als Monster!“ Im Gegensatz dazu fanden viele Leser meine Mutter sympathisch. Vielleicht war sie ja ein Monster, aber in „Bist du wahnsinnig geworden?“ erscheint sie gewiss nicht als Monster. Sie schreibe auch ein Buch über ihre Mutter, bedeutet mir Danneberg mit strenger, vorwurfsvoller Miene. Sie also schreibt „richtig“ und ich „falsch“. Natürlich schildere ich keine glückliche Kindheit, denn die gibt es nicht. Aber die Geschichte ist witzig und komisch, was dem Text die Schärfe nimmt. Und selbstverständlich nehme ich, wie oben erwähnt, auch für

diesen Text in Anspruch, dass er „künstlerisch“ ist. Aber vielleicht sprechen mir ja die Empörten ab. Weil es böse ist, ist es „unkünstlerisch“. Wäre interessant, was Leupold-Löwenthal zu Schnitzlers Zitat sagen würde. Mir allerdings ist die Reaktion einiger Psychoanalytiker gänzlich unverständlich. Sie waschen den ganzen Tag „die Schmutzwäsche“ ihrer Patienten. Dann sollten sie froh sein, wenn sie durch die Literatur ihren Horizont erweitern können. Könnte ja sein, dass sie etwas dazu lernen können. Natürlich man darf es nicht öffentlich machen. Das ist exhibitionistisch, ein Schimpfwort für Psychoanalytiker. Gewiss Franz Kafka hat seinen Brief an den Vater auch nicht zu Lebzeiten publiziert. Aber warum ist er dann 1950 publiziert worden, wenn man nicht öffentlich die eigene Schmutzwäsche waschen darf? Ach, die heutigen Verleger! Einer hat ja schließlich auch mein Buch verlegt. Stellt sich die nächste Frage: Welche Literatur präferieren diese Leute? Vielleicht „Dichtung und Wahrheit“ oder „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz? Gewiss kann man daraus viel über das Leben im 18. Jh. und die seelische Befindlichkeit Anton Reisers erfahren und lernen. Nur vielleicht doch arg wenig über die Kindheit in den 50er Jahren mit einer alleinerziehenden Psychoanalytikerin. Aber vielleicht besteht ja die Klientel dieser Leute aus aus dem 18. Jh. Auferstandenen. Vielleicht sind sie ja sogar bis zu den „Buddenbroocks“ vorgestoßen, vielleicht ist es ja auch eines manchen Lieblingsbuch, immerhin hat ja Thomas Mann auch dafür den Nobelpreis bekommen. Wahrscheinlich wissen sie auch gar nicht, dass das Buch ein Skandal war. Ein Oberstudienrat schilderte die allgemeine Empörung: „Ich fand die Stadt in einer ungeheuren Erregung über das Buch, das den einen als niedrige Rache eines Mißvergnügten, den anderen als Ausfluß einer ehrfurchtslosen Frechheit, allen gleichermaßen als ein übles Machwerk erschien, mit dem ein mißratener Sohn die Vaterstadt

geschändet hat.“³ Das ist etwas anderes, würden sie vielleicht sagen, die „Buddenbrooks“ sind ja ganz harmlos. Tatsächlich ist es nichts anderes. Nur war 1901 die Empfindsamkeit eine andere als 1984.

Bei vielen haperte es einfach an Literaturverständnis. Natürlich konnte man in den 80er Jahren nicht mehr so schreiben wie Thomas Mann. Schon in den 80er Jahren war das Leben freier, die Literatur sozusagen intimer, direkter, weniger andeutungsweise. Ein heutiger Leser (auch einer aus dem Jahr 1984) erkennt vermutlich die dezente Darstellung eines Orgasmus von Hanno Buddenbrook gar nicht als solchen.

Als ich Jahre nach Erscheinen des Buches wieder einmal daraus gelesen habe, hat es eine Psychoanalytikerin, modern, aufgeschlossen, nach eigener Anschauung gar nicht orthodox, als „sublimierten Muttermord“ interpretiert. Wohl eine Interpretation, mit der Psychoanalytiker gut leben können. Ich bin böse, weil ich die Mutter umbringen will, aber halb so schlimm, weil ich ein Kunstwerk daraus geschaffen habe. Prima!

2018 ist das Buch neu aufgelegt worden. 34 Jahre später. Die Lektorin, noch keine 40, mit einer Mutter in meinem Alter, war begeistert. Für sie ist das Buch schon historisch, eine Geschichte aus längst vergangenen Zeiten. So wird es heute gelesen, die Empörung ist vorbei und die meisten Empörten sind gestorben.

Stellt sich vielleicht noch die Frage, was meine Mutter dazu gesagt hätte. Sicher hätte sie es mit einem lachenden und einem weinenden Auge gelesen. Stolz wäre sie gewesen, weniger auf mich, aber dank ihrer Fähigkeit zur Selbstironie auf ihre dargestellten Eigenheiten, deren sie sich gern kokette rühmte.

2. Was darf Satire? Alles. (Kurt Tucholsky)

In „Karlis Ferien“ fährt Karli, Ende 30, Wissenschaftler, allein durch Frankreich von einem Sternerestaurant zum anderen. Zwischendurch

³ Zitiert nach Dagmar von Gersdorf, Julia Mann. Die Mutter von Heinrich und Thomas Mann, 2020, S 155.

reflektiert er über seinen Vortrag, seine Oma und deren Weltbild: Schlafen, essen, lernen, seine Unsportlichkeit und dass man ihn vielleicht für eine hohe Geistlichkeit halten könnte. Natürlich hat die Figur ein Vorbild aus der Wirklichkeit, denn woher sonst sollten AutorInnen ihre Figuren haben. „Die Wirklichkeit übersteigt jede belletristische Phantasie“, schreibt Thomas Mann. Für diejenigen, die das Vorbild kennen, war klar, wer es ist. Das Vorbild ist aber dahingehend literarisiert und satirisch übertrieben, dass der Gelehrte allein reist, ein Kniff, der die Geschichte komisch macht. Und nicht nur das, er reflektiert auch selbstironisch über seinen eigentümlichen Charakter. Offenbar haben einige Leser den eigentümlich alleinreisenden und in ausgefallenen, köstlichen Speisen schwelgenden Gelehrten als negative Figur empfunden, seine Selbstironie nicht erkannt oder nicht verstanden und mir Aggression vorgeworfen. Nein, die Darstellung der Figur ist ganz und gar nicht negativ, sie ist komisch. Karli ist nicht fies oder eklig oder unsympathisch, auch nicht lächerlich, sondern extrem eigen. Ich kann daran nichts Aggressives sehen, ein realistisches Vorbild durch Übertreibung zu einer komischen Figur zu machen. Es gibt Menschen, die sich nicht vorstellen können, dass man einen Menschen, den man karikiert, auch lieben kann, dass es sozusagen auch eine liebevolle Karikatur gibt. Warum das so ist, kann ich nicht erklären. In diesem Zusammenhang möchte ich kurz meine Erzählung „Mein Amerika“ erwähnen. Der Anfang der Geschichte war im ALBUM des Standard abgedruckt. Es ging darum, dass ich mit einer russischen Freundin von russischen Emigranten zu russischen Emigranten durch Amerika gereist bin, die wie alle Emigranten ihre russischen Gewohnheiten weiter pflegten. Darauf gab es ein scharfes Posting, wie ich mich so über die armen Emigranten lustig machen könne. Ein ähnlicher Fall: Ich liebe ja die Russen, aber das heißt ja nicht, dass ich mich nicht über sie lustig machen darf.

Durch die Übertreibung der Figur Karli ist sie fiktional und in der Weise in der Realität gar nicht zu finden. Was also ist daran aggressiv? Und weiter stellt sich die Frage, kann ein fiktionaler Text überhaupt aggressiv sein? Meine Antwort ist: nein!

Die Leser und Zuhörer der Erzählung lachen. Worüber lachen wir? Wir lachen über Komisches, was an sich noch nichts Böses ist. Natürlich wir lachen auch über Tölpel, über Dummheiten, über Donald Trump, über den es eigentlich nichts zu lachen gibt. Der langen Rede kurzer Sinn: Für manche Leute fällt Karli offenbar in die Kategorie Tölpel, Hanswurst, Sonderling, also Typen, die für einige Leute in gewisser Weise negativ, sagen wir lächerlich konnotiert sind.

Im Gegensatz zu dem Sonderling Karli, der meinem Empfinden nach nichts Lächerliches an sich hat, sind einige Figuren in „Der Erdheimstammtisch“ nicht gerade sympathisch, tatsächlich lächerlich dargestellt: Fafnir, der Psychopath, der keine normale Unterhaltung führen kann, seine dumme Frau und seine exaltierte Mutter, eine komische, Gedichte schreibende Freundin der Familie mit einem stinkenden Hund. Zugegeben, so wie sie dargestellt sind, keine unbedingt liebenswerten Zeitgenossen. Was ist der Unterschied zu diesen Protagonisten und Karli? Ist das Lächerliche böser als das „nur“ Komische? Oder kommt es gar nicht darauf an und Satire ist per se böse? Es geht mir nicht um eine allgemeine Theorie der Satire, sondern um die emotionale Rezeption der Leser und mein persönliches Empfinden. Interessanterweise hat das Fafnir-Vorbild über die Geschichte gelacht, während das erwachsene Vorbild des damals dreijährigen Kindes bei einer Lesung beinahe geweint hat. Warum jemand über sich lachen kann, jemand anderer aber nicht, bedarf einer tieferen psychologischen Analyse, die ich mir hier nicht anmaße. Aber lachende Menschen leben wohl etwas leichter als ständig „Ang'rührte“, die sich oft für besonders sensibel halten. In dem

Zusammenhang möchte ich noch kurz auf „Die Feichtinger“ eingehen. Vorbild ist eine Frau, die an paranoider Schizophrenie litt und vor der die meisten Bewohner Angst hatten. Meine Psychoanalytiker-Nachbarin hat über uns gelacht und gemeint, dass sie sicher niemandem ein Haar krümmt. Es gab sehr komische Situationen mit der Frau, die ich zu einer literarischen Geschichte verarbeiten wollte. Wir haben uns alle immer noch vor ihr gefürchtet und so habe ich diesen fiktionalen Text damit enden lassen, dass die Feichtinger meine Nachbarin durch mehrfache Stiche mit einem Obstmesser umbringt. Meine Psychoanalytiker-Nachbarin war nicht im Geringsten beleidigt, sondern hat darüber gelacht. Ein sehr sympathischer Zug!

3. Eine Realsatire

„Die Welt besteht im Hinhalten“, die letzte Geschichte in dem Erzählband, wurde als Schlüsselgeschichte gelesen. Was sie auch ist. Und es ist tatsächlich eine sehr böse Geschichte. Es geht um die Berufung eines Professors, die von der Erzählerin als Schiebung dargestellt wird, die er also nicht aufgrund seiner Qualifikation bekommen hat, sondern wegen seiner Erkrankung an Krebs. Es war ein bei Studenten und dem Mittelbau sehr beliebter und hoch verehrter Professor. Wobei sich niemand über seine Qualifikation Gedanken gemacht hat, wie das in Österreich so üblich ist, weil die ja nicht so wichtig ist, bzw. es auch an qualifizierten Leuten mangelte, seine Qualifikation zu beurteilen. Der Typ war (und ist es heute noch) einfach großartig! Nach dem Erscheinen ging es los! Die Geschichte hatte ihre Wirkung nicht verfehlt! Der Professor hatte nichts Eiligeres zu tun, als im Verlag anzurufen und dem Lektor zu sagen: „Das mit dem Krebs hätte sie nicht schreiben sollen“, sprich: Der Lektor hätte da schon darauf achtgeben sollen. (Witziger Weise hat der Lektor geantwortet: „Ich hab's nicht gelesen“). Aber genau das ist der springende Punkt! In Österreich wird man Professor, wenn man Krebs hat! Und der Professor

schämt sich nicht einmal, im Verlag anzurufen und sich über diese Infamie, dass ich die Wahrheit ausgesprochen habe, zu beschweren! Ein Professor, der Thomas Bernhards Österreichbeschimpfungen liebt! Heute noch wird mir vielfach vorgeworfen, dass ich „das mit dem Krebs“ nicht hätte schreiben dürfen. Es wird nicht erkannt, dass gerade das der springende Punkt ist, bzw. das Skandalon. In Österreich weiß man offenbar nicht, dass die Berufung zum Professor aufgrund der wissenschaftlichen Qualifikation des Bewerbers erfolgen soll und nichts mit irgendeiner Krebserkrankung zu tun haben darf. Wobei an seriösen Instituten die wissenschaftliche Qualifikation an der Qualität der Publikationen gemessen wird und nicht an der Popularität der betreffenden Person. Die wissenschaftliche Qualifikation kann eben nicht jeder dahergelaufene Intellektuelle mit oder ohne akademischen Titel beurteilen, wie es in diesem Beispiel der Fall ist, sondern es bedarf einer geeigneten, bzw. qualifizierten und nicht korrupten Kommission. Ich bin immer wieder gefragt worden, was ich sagen würde, wenn jemand so etwas über mich schreiben würde. Meine Antwort: Ich hatte nie Ambitionen, Professorin zu werden, bin es auch nicht geworden und schon gar nicht irgendetwas aufgrund einer Krebserkrankung. Als vier Jahre später mein Erzählband „Virve“ in der Verlagsvorschau angekündigt war, rief er abermals in größter Sorge, vorzukommen, im Verlag an. Der Professor hatte eine Riesen-Fangemeinde und hat sie immer noch. Manche weinten sogar, wenn die Rede auf meine Erzählung kam. Bald erschien eine Rezension „Ein Buch zum Weghauen“, aber niemand hat den Titel der Geschichte als Bernhard-Zitat erkannt. Man hasste mich und hasst mich immer noch, so viele Jahre danach! Kaum fassbar, aber wahr! Leute, die mich gar nicht kennen, werden angewiesen, ja keine Rezension über eines meiner Bücher zu schreiben, nur ja keine Moderation einer Veranstaltung mit mir zu machen (2015! Der Professor starb 2008, die

Erzählung erschien 1994), eine Lektorin erzählte mir, ein mir persönlich völlig unbekannter Kollege hätte ihr gesagt, Claudia Erdheim könne nicht in diesem Verlag erscheinen. Nicht alle spielen diesen Irrsinn mit. Manche haben sich auch heimlich ins Fäustchen gelacht. Die mitmachen – dabei auch Junge – sind, sofern sie nicht zum Fanclub gehören und diesen Professor abgöttisch verehren, natürlich feige Karrieristen, die einen Nachteil befürchten. Möglicherweise sogar zu Recht. Manche Fans – inzwischen offenbar einflussreiche Professorinnen oder Professoren – gehen soweit, dass sie Autoren oder Autorinnen, die mit mir befreundet sind, ächten. Daniela Striegl erwähnt in ihrer Biografie über Ebner-Eschenbach (erschienen 2016) meinen Roman „Betty, Ida und die Gräfin“ (erschienen 2013) mit keinem Wort und hat ihn auch nicht ins Literaturverzeichnis aufgenommen. Natürlich, es ist ein Roman, somit ein fiktionaler Text und passt nicht in eine wissenschaftliche Biografie. So kann man es auch seriöser Weise sehen. Allerdings von einer Schulkollegin von mir bei einer Veranstaltung über Ebner-Eschenbach gefragt, wie sie meinen Roman „Betty, Ida und die Gräfin“ findet, antwortete sie mit „gut“ und trotzdem hütete sie sich, das Buch zu rezensieren. Aber immerhin hat Professor Sonnleitner den Roman im Proseminar behandelt! Manche sagen einfach, gefragt, warum meine Bücher in einem bestimmten Medium nicht rezensiert werden, es sei nicht interessant! Wobei der Redakteur einer jungen Frau gesagt hat, sie könne ein Buch ihrer Wahl rezensieren. Unseliger Weise fiel halt die Wahl auf eines meiner Bücher. Und zwar auf die Erzählung „In der Judenstadt“, die sich so großen Interesses erfreute, dass die 1. Auflage nach einem halben Jahr ausverkauft war. Oder ich solle einen Preis lieber nicht bekommen, weil ich schwierig sei. Weil man ja bekanntlich einen Preis für seinen Charakter bekommt und nicht für sein Werk. Wobei mich diese Typen persönlich überhaupt nicht kennen. Selbstverständlich schämen sie sich

auch nicht für ihre Feigheit. Nein, aufgeklärt über mich, ist es nur folgerichtig, mich zu schneiden.

Die Folgeerscheinungen dieser Erzählung sind eigentlich interessanter als die Erzählung selbst. Wenn jemand geschrieben hat, dass die Österreicher alle Nazis sind, gab es natürlich Empörte, aber die „besseren Leute“ haben gejubelt und sich über die Empörten empört. Wenn man sich aber darüber auslässt, dass ein Bluffer Professor geworden ist, gibt es nur mehr Empörte und viele Feinde in alle Ewigkeit. So ist das in Österreich.

4. Das Gute, das Wahre, das Schöne

Der klarste Fall ist das Fotobuch. Mein Ansinnen war, nicht speziell Schönes zu fotografieren. Von Kirchen, Klöstern, Gebäuden, Metrostationen gibt es genug Fotos. Ich wollte vor allem den postsowjetischen Alltag festhalten, der im Gegensatz zum glitzernden Firlefanz des Westens in gewisser Weise trostlos war. Vieles hat an die 50er Jahre erinnert, vieles war russisch oder sowjetisch exotisch. Betrunkene auf der Straße, um die sich manchmal eine Babuschka kümmerte, angeräumte, schmutzige Wohnungen, unvorstellbar dreckige Klos, Straßenhunde, Fleisch offen auf Holztischen, aber auch Kinder, Torten, Hochzeiten. Mich hat vor allem alles Ungewöhnliche und Fremde interessiert, aber auch Feste, Menschen und Gesichter. Ich möchte hier keine philosophischen Betrachtungen anstellen oder mich auf ästhetische Normen beziehen. Aber die Kritik hat sich gegen das Hässliche, Grausliche, Verwahrloste, Schmutzige, Kaputte, kurz auf die Darstellung des postsowjetischen Verfalls gerichtet. Zeigen also darf man nur das Schöne, was immer das ist. Wie ist das möglich? Das Motiv dieser Kritik dürfte ein ähnliches sein wie die Kritik an Thomas Bernhards Österreichbeschimpfung. Die Kritiker waren auch ähnlich wütend und aggressiv. Zum Unterschied zu Bernhard ist das Buch keine Beschimpfung oder Bloßstellung und auch kein Lächerlichmachen, auch

wenn so Manches komisch und lächerlich anmutet. Ich will nur den Alltag erzählen, von dem ich in seiner Exotik, in seiner Abwechslung von Fremdheit und Vertrautheit und dem Verfall fasziniert war. Hinter der wütenden Kritik steckt wohl eine primitive, unreflektierte, kleinbürgerlich-spießige Alltagsethik und -ästhetik. Es gibt nur Schönes und Gutes. Dazu kommt, dass sich die wenigsten Menschen vorstellen können, dass man vom Verfall fasziniert ist. Sie finden den Schmutz, die Wohnverhältnisse, die Betrunkenen, die mangelnde Hygiene abstoßend. Wer so etwas zeigt, kann sich höchstens lustig machen, will das Land und die Bevölkerung bloßstellen. Das Leben in Russland war damals (und ist es heute noch) sehr schwer und dies kommt am besten durch eine konzentrierte Darstellung zum Ausdruck. Das aber verstehen viele nicht. Vielleicht nicht nur aufgrund einer übertriebenen Moral, sondern einfach aus Dummheit.

Künstlerisch vs Unkünstlerisch

„Er [Schnitzler] spricht von der Unzulässigkeit, künstlerischen Erzeugnissen, die in keiner anderen Absicht als in einer künstlerischen hervorgebracht werden, ‚einen Maulkorb anzulegen‘. ‚Verzeihen Sie, Herr Doktor‘, unterbricht Prälat Seipel in dem gesammelt-gleichförmigen grauen Ton, den er bevorzugt. ‚Woraus geht diese Absicht hervor?‘ ‚Aus dem Kunstwerk‘, antwortet Schnitzler. ‚Ist der absolut?‘ fragt der Kanzler im Gewand des Priesters. ‚Relativ wie alles, Herr Bundeskanzler‘, antwortet Schnitzler, herausgefordert; [...]. ‚Dann gäbe es‘ examiniert der Vorsitzende weiter, ‚kein gültiges Kriterium dafür, was Sie Kunstwerk nennen? Denn der eine hielte für Kunst, was dem anderen als Frivolität oder Blasphemie erscheinen könnte?‘ ‚Das ist eine Frage der Urteilsfähigkeit‘, sagt Schnitzler kurz. Die Zuhörer werden unruhig, die Explosion liegt in der Luft. [...] ‚Wer besitzt die nach Ihrer Meinung?‘ wünscht er zu wissen. ‚Der Künstler‘, antwortet Schnitzler. ‚Und die für Kunst Empfänglichen. Wozu Politiker selten gehören.‘ [...] ‚Gibt es

Gegenstände, die sich nach Ihrer Meinung der künstlerischen Gestaltung entziehen, sich also von selbst verbieten?’ sofort antwortet Schnitzler: ‚Alles, was zum Leben und zum Tod gehört, ist Gegenstand der Kunst. Nicht der Gegenstand verbietet sich, sondern nur die unkünstlerische Art, ihn zu behandeln. Der Gegenstand ist frei.‘ An dem Tisch regt sich kein Laut. Da schaut der Prälat durch seine scharfe Brille auf den Dichter. ‚Herr Doktor Schnitzler‘, sagt er grau, ohne die Stimme zu erheben, ‚da trennen uns Welten!“⁴

Ich möchte hier ganz in Schnitzlers Sinn darlegen, warum mein letztes Buch „Ein böses Spiel“ „künstlerisch“ ist und somit auch seine Legitimität hat. Und zwar entsprechend dem Urteil der Künstlerin und der dafür Empfänglichen. Womit ich aber keine ästhetische Theorie entwickeln will. Die beste Bestätigung dafür, dass das Buch „künstlerisch“ ist, erhielt ich von begeisterten Lesern, also von den „dafür Empfänglichen“. Von diesen lasen alle das Buch in einem Zug durch und waren erschüttert. Das waren wohl Leserinnen, die ähnlichen Irrsinn in ihrer Familie erleben oder erlebt haben. Eine hat fast unter Tränen gesagt: „Ich könnte auch so ein Buch schreiben!“ Was kann ich mir als Autorin mehr wünschen? Also ganz im Hegelschen Sinne, dass das Besondere das Allgemeine enthält. Meines Erachtens eines der wichtigsten Kriterien für Literarizität. Dem hält auch der Vorwurf der Rache stand, weil die Geschichte, den seit Menschengedenken bekannten Geschwisterkonflikt thematisiert. Weiters ist dem Vorwurf der Rache noch entgegenzuhalten, dass sich die Erzählerin um Verständnis des Familiendramas bemüht, indem sie nicht nur Episoden aus der Vergangenheit erzählt, sondern auch die schweren Probleme und Verletzungen der Mutter aufgreift. Wobei eine Leserin der Satz „Es geht nicht darum, wen die Baba lieber gehabt hat. Es geht darum, wen sie weniger gehasst hat.“ besonders beeindruckt hat. Vielleicht war

⁴ Ernst Lothar, Das Wunder des Überlebens, 2020

es für sie auch eine plötzliche Erkenntnis, die nie ausgesprochen werden durfte. Sabine Schuster schreibt im Rezensionsforum des Literaturhauses: „... das zutiefst destruktive, marionettenhafte Mutter-Tochter-Gespann im Zentrum erzeugt Gefühle der Wut und Ohnmacht, die unausweichlich von der Erzählerin auf die Leserin überspringen und Claudia Erdheims Text trotz der Komik mancher Situation zu einer fordernden Lektüre machen.“⁵ Dass die Empfindungen der Erzählerin auf die Leserin überspringen, reiht sich in die Empfindungen der anderen LeserInnen ein und bekräftigt, dass der Text literarisch gelungen ist. Am treffendsten arbeitet die hervorragende und fundierte Rezension⁶ von Kai Sammet das Allgemeine im Besonderen heraus. Nämlich ein Familienverhalten über drei Generationen, das sich vom Anfang des Buches bis zum Schluss zieht. Er zeigt genau, wie sich das Familienübel tradiert. Nämlich in dieser Familie ihr spezielles Familienübel, das in einer anderen Familie ein anderes ist, sofern man bereit ist, es zu erkennen. Damit trifft er genau den Punkt, der das Buch rechtfertigt. Eine intelligente Leserin der Rezension, die die Relevanz oder Qualität des Buches nicht wahrhaben wollte und auch trotz zugegebener Stringenz nicht wirklich durch meinen Essay überzeugt war, war von der Rezension schwer beeindruckt und hat durch sie den allgemeinen Charakter des Buches verstanden.

Möglicherweise halten ja aufgeschlossene, wohlgesonnene Psychoanalytiker das Buch für eine „sublimierte Rache“. Obwohl ich fürchte, dass die meisten sogar dazu zu feige sind. Ein Psychoanalytiker, der ein sehr enger Freund von Goldy und Paul Parin war, die wenigen wirklich nicht feigen Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, gefragt, ob er eventuell bei einer Präsentation des Buches mitwirken

⁵ 05.05.2020, <https://www.literaturhaus.at/index.php?id=12795&L=89>

⁶ <https://literaturkritik.de/erdheim-ein-boeses-spiel-verletzte-schwestern-und-parentifizierung,27185.html>

würde, lehnte, ohne das Buch zu kennen, mit der Begründung, er sei eigentlich gar kein Psychoanalytiker, sondern Historiker, ab! Ein Verhalten, das seinen Freunden nicht gerade zur Ehre gereicht. Einige Monate später begegne ich einer Psychoanalytikerin, die ich seit ganz vielen Jahren kenne, in einer Gelateria. Sie musste mir ins Gesicht schauen – die Konstellation war so – aber sie schaute durch mich durch. Ich hatte keine Chance, sie zu grüßen. Sie ist dem Blickkontakt ausgewichen. Unser Verhältnis ist nicht das beste, aber begrüßt haben wir uns immer. Ich wollte ihr ihr dummes Verhalten nicht durchgehen lassen und hab sie, nachdem sie mir den Rücken zugewandt hat, gerufen, woraufhin sie sich umdrehte, ganz überrascht getan hat und scheinheilig mit der ihr eigenen Falschheit gefragt hat, wie es mir geht. Das Verhalten der beiden erinnert an das der katholischen Kirche beim Vertuschen der Missbrauchsfälle. Scheint sich seit 40 Jahren nichts geändert zu haben, als ich mich einer psychoanalytischen Therapie unterzogen hatte. Stellt sich noch die Frage, was die Parins dazu gesagt hätten. Sicher hätten sie nicht durch mich durchgeschaut oder behauptet, sie seien eigentlich keine Psychoanalytiker, sondern Ethnologen. Natürlich wollte auch das Sigmund Freud Museum keine Präsentation machen, um der heiligen Kirche nur ja keinen Schaden zuzufügen.

Nun zum nächsten Punkt, dem Vorwurf des allzu Persönlichen, bzw. der Distanzlosigkeit. Erstens gibt es heutzutage nichts, was zu persönlich ist, was nicht geschrieben werden darf. Zweitens ist ja gerade das Persönliche, das betroffen macht und das sozusagen in der eigenen Variante oft nie ausgesprochen werden durfte. Mag sein, dass es manchen Leser nervt, wenn sehr viel von der Dummheit mancher Protagonisten die Rede ist. Vielleicht: Das sei privat und interessiere niemanden. Dem halte ich entgegen, dass es von dummen und rechthaberischen Menschen nur so wimmelt, zum anderen hat jede

Familie ihre eigenen oft penetranten Werte. In dieser Familie war eben Intelligenz das Höchste und Wichtigste, was im Text eben durch Wiederholungen zum Ausdruck kommt. In anderen Familien ist Schönheit oder Sauberkeit, Sportlichkeit oder Religiosität usw. ein ganz hoher Wert. Ein intelligenter Leser könnte dann z.B. Intelligenz durch Schönheit ersetzen usw. Penetrante Werte nerven einfach und so ist es nur recht und billig, wenn auch der Leser davon genervt ist und möglicherweise in diesem Fall für die Erzählerin keine große Sympathie empfindet. Zu dem Vorwurf „zu privat“ oder „distanzlos“ möchte ich einen Vergleich zu Aktselfbildnissen ziehen. Insbesondere sei hier Egon Schiele, dem bekanntlich zu seiner Zeit Exhibitionismus, Narzissmus usw. vorgeworfen wurde, Paula Modersohn-Becker und Lucian Freud, dessen Aktbildnisse in den 50er Jahren ein ebensolcher Skandal waren, erwähnt, nicht zuletzt mit der Erfindung des flachen Glasspiegels das erste Aktselfbildnis, das Albrecht Dürer geschaffen hat. Man kann diese Bilder durchaus für obszön und ohne Scham halten, aber weder Schiele noch Freud haben sich geschämt. Geordie Greig schreibt in „Frühstück mit Lucian Freud“: „Die Brust ist so überzeugend gemalt, dass der Betrachter das Gefühl hat, in einen privaten Raum eingedrungen zu sein“.⁷ Natürlich gibt es immer Leute, die das Obszöne und Private abstößt, auch wenn diese Maler in den Kanon bedeutender Maler aufgenommen sind. Niemand läuft nackt herum und dennoch gelten gewisse Aktbildnisse, bzw. Aktselfbildnisse als bedeutende Kunst. „Er wusste, dass Nacktheit alles verändert, eine tiefere Ebene des Erkennens ermöglicht. Oder mit seinen Worte: ‚Ich male Menschen nicht wegen und auch nicht trotz ihres Aussehens, sondern so, wie sie eben sind.‘“⁸ Auch ich laufe nicht herum und erzähle mein Innerstes. Auch ich versuche Menschen so darzustellen, wie sie eben sind. Das mag manchen abstoßen, vielleicht aus anezogener Scham

⁷ Geordie Greig, Frühstück mit Lucian Freud, 2011, S 101.

⁸ Greig, S 190.

oder weil man es gar nicht so genau wissen will. Ich meine, zwischen Künstler/Künstlerin und seinem/ihrem Werk besteht eine Art Abgehobenheit oder Zwischenraum, so dass das Werk gleichsam mit dem Künstler nichts mehr zu tun hat, auch wenn seine eigenen Genitalien im Mittelpunkt des Bildes stehen oder es sich um einen sehr emotionalen autobiographischen Text handelt. Manch einer wird vielleicht wieder sagen, dass Schiele, Freud, Modersohn-Becker etwas anderes sind, das sind ja anerkannte Künstler! Natürlich sind wir an Aktbildnisse mehr gewöhnt als an die „öffentliche Preisgabe“ innerster Empfindungen. Aber prinzipiell ist es kein Unterschied. Was gibt es Privateres als die eigenen Geschlechtsorgane. Geschlechtsverkehr allerdings haben die Menschen, seit es Menschen gibt, Aktbilder seit 500 Jahren, aber zum Psychoanalytiker, dem man sein Innerstes ausbreitet, geht man erst seit gut hundert Jahren und das auch nur die wenigsten, geschweige denn, dass die Ausbreitung seines Innersten namhaften Niederschlag in der Literatur gefunden hat.

Natürlich sind nicht alle Familien so irre oder wollen es nicht wahrhaben, weil es nicht dem anerzogenen Familienbild entspricht. Die werden keinen Zugang zu dem Text finden. Das ist auch ganz normal und widerspricht nicht der Literarizität des Textes.

Noch ein Wort zur Vorlage lebender Personen. Woher sonst sollen AutorInnen ihren Stoff nehmen. Es gibt nun einmal nette, fiese, widerliche, dumme, intelligente, sympathische, unsympathische und wahnsinnige Typen. Hier sei noch einmal an den Vergleich mit der Malerei erinnert, insbesondere z.B. an die schonungslos realistischen Aktbildnisse Lucian Freud's. Monika Helfer hat in den Menschenbildern gesagt: alles ist Romanstoff. Dem habe ich nichts weiter hinzuzufügen.

Das Thema „Familiendrama“ möchte ich mit einem Zitat aus Ibsens „Gespenster“ abschließen:

Aber ich glaube fest, wir sind allesamt Gespenster, Pastor Manders. Es ist ja nicht nur, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, das in uns herumgeistert; auch alte, abgestorbene Meinungen aller Art, alte, abgestorbene Überzeugungen und ähnliches. Sie sind nicht lebendig in uns; aber sie sitzen doch in uns fest, und wir können sie nicht loswerden.
(Henrik Ibsen, Gespenster)

Resümee – „Weil nicht sein kann, was nicht sein darf“

Für die Empörten brechen meine Texte Tabus, was an der Behandlung von Einzelfällen liegt. Dass es Kinder mit einer schweren Kindheit gibt, konnte man auch vor Jahren in Psychologiebüchern lesen. Aber dass eine Mutter ihre Kinder zu Schanis gemacht hat, dass sie Monologe hält, dass sie ihren Kindern verbietet, den Vater zu sehen usw., darf nicht wahr sein. Da bricht eine Welt zusammen. Dass Universitätsberufungen bisweilen eine Schiebung sind, weiß man, darf man auch sagen, darüber darf man sich auch aufregen. Wenn es sich aber bei der Darstellung einer besonderen Geschichte um eine aus welchen Gründen auch immer allseits hochverehrte Persönlichkeit handelt, kann es nur eine maßlose Unverschämtheit sein, zu behaupten, der Betreffende sei ein Bluffer. Ähnlich verhält es sich bei uns allseits bekannten Familiendramen. Dass die Erziehung von Kindern sehr schief laufen kann, ist keine Neuigkeit. Entsprechende Schilderungen in einem Lehrbuch nehmen wir mit Entsetzen oder Staunen hin. Handelt es sich aber in einem Text um eine Person, die man persönlich kennt und vielleicht für integer, sympathisch und intelligent hält, ist es einfach nur widerwärtig darüber zu schreiben oder der Inhalt des Buches widerwärtig oder was immer als widerwärtig empfunden wird. Damit kommen wir zurück zur „Wirklichkeit“ als Vorlage, in der es nun einmal widerwärtige Menschen gibt, die nach literarischer Verarbeitung schreiben. Viele Leute hat z.B. Clemens Setz' Roman „Die

Stunde zwischen Frau und Gitarre“ abgestoßen, weshalb sie das Buch auch nicht gelesen haben. Wer mein Buch widerwärtig und abstoßend findet, muss es ja nicht lesen.

Solange man sich im Allgemeinen bewegt, gibt es normalerweise keine Aufregung. Wir denken: ja, so ist es oder: nein, so ist es nicht. Exemplifiziert man aber detailliert ein Übel, fühlen sich viele Menschen betroffen oder verletzt, weil sie anschaulich, also unmittelbar mit dem Übel, konfrontiert werden. Das darf nicht sein. Da bin lieber ich, die Autorin, böse, als dass sich jemand die „Wahrheit“ eingesteht.

Dass in manchen Texten lebende Personen wiedererkannt werden und dass nicht alle mit deren Charakterisierung einverstanden sind, sind Kollateralschäden, die man als AutorIn in Kauf nehmen muss. Schont man seine Vorlagen, verliert der Text an Authentizität. Nur die sozusagen „brutale“ Darstellung von „Grauslichkeiten“, Glück oder Unglück oder Leidenschaft – auch diese ist bei manchen Menschen verpönt – kann ein ehrliches Paradigma sein, das etwas Allgemeines vermittelt.

Dass sich Protagonisten immer schon aufgeregt haben, kennen wir aus der Literaturgeschichte. Erinnerung sei an das große Aufsehen, das Thomas Manns „Zauberberg“ (1924) erregt hat. Nicht nur Gerhard Hauptmann war zutiefst beleidigt, weil man ihn in dem trunksüchtigen, anti-intellektuellen Peeperkorn wiedererkannte, auch die gesamte Davoser Ärzteschaft war heftig erbost und riet dem als Anstaltsarzt in dem geschäftstüchtigen Professor Behrens erkennbaren Dr. Jessen zu klagen, wovon er aber absah. Wie immer, polarisierte auch damals die Geschichte. Heute kennen und interessiert das alles nur mehr Fachkundige. Nach dem Tod aller Protagonisten haben solche Geschichten nur mehr anekdotisches Interesse. Thomas Bernhard ist mit dem Stock bedroht worden, Karl Kraus ist unter einer Brücke abgefangen und gehohlet worden. Noch bange ich nicht um mein Leben.

Karl Ove Knausgård, Kämpfen:

Will man in die Wirklichkeit eindringen, wie sie für den Einzelnen ist – und irgendeine andere Wirklichkeit gibt es nicht – will man es wirklich, dann kann man keine Rücksicht nehmen. Und das tut weh. Es schmerzt, wenn keine Rücksicht genommen wird, und es schmerzt, keine Rücksicht zu nehmen. ... wenn die Beschreibung der Wirklichkeit eines einzelnen Menschen, die so aufrichtig wie möglich versucht wird, als unethisch und skandalös bewertet wird, zeigt sich die Kraft des Sozialen, und damit auch die Art und Weise, wie das Individuelle kontrolliert und reguliert wird. Diese Kraft ist enorm, denn ich habe ausschließlich über gewöhnliche Ereignisse geschrieben, es gab überhaupt nichts Aufsehen erregendes, solche Dinge geschehen ständig, jeden Tag, und alle wissen, dass sie geschehen. Alkoholismus, Seitensprünge, psychische Krankheiten und Onanie, um nur ein paar Beispiele der Themen zu nennen, die den Weg aus dem Roman in die Schlagzeilen der Zeitungen gefunden haben. ... „Stellt die Familie bloß – Alkohol und psychische Probleme“

Claudia Erdheim, www.erdheim.at, 6.3.2021